

²² Vgl. Maria Helena Arrochellas (Hg.), *Deus é bom. Homenagem a Dom Luciano*, São Paulo 2008.

²³ Vgl. Paulo Suess (Hg.), *Dom Erwin Kräutler: servo de Cristo Jesus: memórias de luta e esperança*, São Paulo 2009.

²⁴ Zu den Treffen in der Domus Mariae vgl. die Kommentare von Dom Hélder Câmara in: *Vaticano II: correspondência conciliar*, Recife 2004.

²⁵ Vgl. Boaventura Kloppenburg (Hg.), *Concilio Vaticano II, Bd. V, Quarta Sessão*, Petrópolis 1966, 526-528. Zur informellen Gruppe „Jesus, die Kirche und die Armen“, deren führende Gestalt Kardinal Lercaro aus Bologna war, vgl. Giuseppe Alberigo/Klaus Wittstadt (Hg.), *Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils*, Bd. III: Das mündige Konzil. Zweite Sitzungsperiode und Intersessio. September 1963-September 1964, Mainz/Leuven 2002, 194f; Giuseppe Alberigo/Günther Wassilowsky (Hg.), *Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils*, Bd. IV: Die Kirche als Gemeinschaft. September 1964-September 1965, Mainz/Leuven 2006, 443-451. (Anm. d. Ü.)

²⁶ Vgl. Silvia Scatena, *In popolo pauperum. La chiesa latinoamericana dal Concilio a Medellín. 1962-1968*, Bologna 2007.

²⁷ Vgl. Cândido Padín/Gustavo Gutiérrez/Francisco Catão, *Conclusões da conferência de Medellín - 1968. Trinta anos depois, Medellín é ainda atual?*, São Paulo 1998; José Oscar Beozzo, *A Igreja do Brasil. De João XXIII a João Paulo II, de Medellín a Puebla*, Petrópolis 1994. Die Schlussdokumente von Medellín und Puebla sind auf Deutsch zugänglich in: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), *Die Kirche Lateinamerikas. Dokumente der II. und III. Generalversammlung des Lateinamerikanischen Episkopates in Medellín und Puebla* (Stimmen der Weltkirche, 8), Bonn 1979. (Anm. d. Ü.)

²⁸ Vgl. José Marins, *De Medellín a Puebla. A praxis dos Padres da América Latina*, São Paulo 1979.

Aus dem Portugiesischen übersetzt von Dr. Bruno Kern M.A.

„Wenn wir Indios wären ...“ Bartolomé de las Casas

Gustavo Gutiérrez

„Mit welchem Recht?“ Diese Frage stellte der Dominikaner Antonio de Montesinos den Vertretern des ersten Kolonialsystems - unter ihnen befand sich auch der Gouverneur Diego de Colón¹ - auf der Insel Hispaniola. Die Begegnung (oder besser die Nicht-Begegnung) zwischen der europäischen Welt und dem Kontinent, der von nun an Westindien genannt wurde, schuf eine vom menschlichen und christlichen Standpunkt aus gesehen unglaubliche Situation. Darin wurden

einige Fragen aufgeworfen, die trotz der unterschiedlichen Versuche, sie zu verunklaren, in gewisser Weise aktuell und herausfordernd bleiben.²

Gustavo
Gutiérrez

Der lange Marsch von Las Casas

Die Anklage der Misshandlungen und Belästigungen, die die Taino [Indianervolk auf der Insel Hispaniola; d. Übers.] zu erleiden hatten, beschwor das herauf, was man später „die Kontroverse der Indien“ nennen wird: einen Streit um die „Rechtstitel“ bzw. das Recht zur Besetzung dieser Territorien. Diese Frage wurde nur in Spanien diskutiert; die anderen europäischen Länder betrachteten dieses Recht als unbestreitbar. Die Predigt des Paters Montesinos wurde uns von Las Casas, der sie vielleicht gehört hat, überliefert. Seine Worte geben das Denken der Dominikanergemeinschaft wieder, die im Jahr 1510 auf die Insel gekommen war und von der bemerkenswerten Gestalt des Pedro de Córdoba geleitet wurde.

Der Kleriker Bartolomé de las Casas, damals ein junger Mann von 18 Jahren, kam im Jahr 1502 auf die Insel. Er wurde 1507 in Rom zum Priester geweiht. Intensiv erlebte er die ersten Jahre der europäischen Präsenz auf der Insel Hispaniola, und zu Beginn war auch er Teil des Kolonialsystems, das sich dort zu etablieren begann. Doch im Jahr 1514 wurde ihm die Ungerechtigkeit der Situation, in der er sich befand, deutlich bewusst. Er gab die Stellung auf, die er innerhalb der Gesellschaft innehatte, und widmete sich fortan bis zu seinem Lebensende der Verteidigung der Indios.

Er war dabei kein Einzelkämpfer, wie es manchmal heißt. Doch er war von all denen, die mit ihm in der Frage der Verteidigung der Indios übereinstimmten, derjenige, der die Sache am deutlichsten zum Ausdruck brachte. Und Las Casas beschränkte sich nicht nur darauf, gegen die Ungerechtigkeiten zu protestieren, er schlug auch ständig Lösungswege – Heilmittel nannte er sie selbst – für die Probleme, die sich stellten, vor.

Diese Unruhe ist in seiner lebendigen Erfahrung und in seiner Auffassung von Gott begründet. Dessen Sorge für die Benachteiligten der Geschichte bringt er in einem schon früh formulierten Satz von tiefer biblischer Inspiration zum Ausdruck: „Vom Allergeringsten und am meisten Vergessenen hat Gott das frischeste und lebendigste Gedächtnis.“ (*Carta al Consejo* = Brief an den Indienrat, 1531)³ Es ist ein Gedächtnis, das stets

Der Autor

Gustavo Gutiérrez, geb. 1928 in Lima, studierte Psychologie und Philosophie in Löwen (Belgien) und Theologie in Lyon und Rom. Er ist Professor emeritus für Theologie und Sozialwissenschaften an der Katholischen Universität von Lima sowie Professor der Theologie an der Universität Notre Dame (USA). Gutiérrez ist Autor von „Theologie der Befreiung“ (München/Mainz 1973, 10., erw. u. neubearb. Aufl. Mainz 1992), das als Grundlagenwerk der Befreiungstheologie gilt. Weitere Veröffentlichungen u.a.: *Die historische Macht der Armen* (München/Mainz 1984); *Aus der eigenen Quelle trinken. Spiritualität der Befreiung* (München/Mainz 1986); *Bartolomé de las Casas. Der Mann – das Werk – die Wirkung* (Frankfurt 1992). Einer seiner wirkungsgeschichtlich bedeutsamsten Beiträge für CONCILIUM war „Die Gewalt eines Systems“ in Heft 12/1980. Anschrift: Instituto Bartolomé de Las Casas, Apartado 3090, Lima 1, Peru. E-Mail: gutierrez33@hotmail.com.

vorhanden ist und immer wieder von Neuem aufgefrischt wird. Las Casas stellt deshalb in aller Schlichtheit fest, dass die treibende Kraft seines Lebens von Jesus Christus herkomme, dessen Liebe „nicht zur Ruhe kommen wollte, solange er hier wandelte“ (ebd.). Ihm war in der Tat keine Ruhe gegönnt. Es berührte ihn tief zu sehen, dass „der Glaube an Jesus Christus in dieser Neuen Welt so sehr verhöhnt, schimpflich behandelt und einer Hetzjagd ausgesetzt“ wird (ebd.), weil ihre Ureinwohner so misshandelt werden.

Dies ist der lebendige Kontext seiner Überlegungen. Er hörte nie auf, sie stets von Neuem aufzugreifen und zu vertiefen, um - innerhalb der Grenzen, die jedem Menschen gesetzt sind - das, was zu seiner Zeit in den westindischen Ländern und in Europa geschah, besser zu verstehen. Las Casas war ohne Zweifel ein Mann der Aktion, aber eben auch ein Denker. Er begnügte sich nicht damit, die Theologie der Gelehrten aus Salamanca anzuwenden. Wir haben es vielmehr mit jemandem zu tun, der eine eigene Auslegung des Glaubens vorlegt und sich damit deutlich vom Hintergrund der Theologie des 16. Jahrhunderts abhebt. In seinem Werk lässt sich eine enge Verbindung zwischen Reflexion und Erfahrung der indianischen Wirklichkeit, zwischen Theorie und Praxis, feststellen. Dies zeichnet das Profil seines Beitrags genauer und verleiht ihm theologische Bedeutung. Es versetzte ihn in die Lage, die „soziale Sünde“ seiner Zeit zu entlarven. Dies war ohne jeden Zweifel ein Grund für seine Kraft und macht den Unterschied zwischen ihm und der Mehrzahl derer (darunter auch Theologen) aus, die sich der Angelegenheiten der westindischen Länder in Spanien annahmen. Die Prioritäten in seinem Denken und die Akzente, die er setzt, entstammen der Nähe zu dem, was in diesen Ländern vorging. Die Theologen der zweiten Generation der Schule von Salamanca (am Übergang von 16. zum 17. Jahrhundert) beziehen sich auf vielfache Weise auf ihn.

Eine zentrale Sichtweise des Evangeliums ist Quelle seiner Gedanken. Diese bringt er sehr früh zum Ausdruck, als er nämlich (um 1519/1520) in Spanien angesichts einiger Kritiken, die ihn erreicht hatten, sagt, dass er in Westindien - wohin er sehr bald zurückkehren sollte - „Jesus Christus, unseren Gott“, zurückgelassen habe, der „nicht einmal, sondern tausendfach geißelt, geschlagen, gehohlet und gekreuzigt“ werde (*História de las Indias*, die er im Lauf seines Lebens verfasst hat). Christus im Indio - dieser christologische Blickwinkel, der auf Mt 25,31-46 hinweist, hat ihn sein ganzes Leben hindurch begleitet (er starb 1566) und bildete das Rückgrat seiner Spiritualität und seines Engagements.

Evangelisierung und Erlösung

In seinem ersten Text sagt Las Casas, dass das Hauptziel, auf das alles hingeordnet sei, „die Erlösung dieser Indios ist“ (*Memorial de remedios*, 1516). Die Verkündigung der Liebe Gottes - und nicht die Eroberung von Ländereien für den König von Spanien oder gar die Gier nach Gold - muss der Kompass für die Präsenz der Christen in den westindischen Ländern sein. Die Konsequenzen daraus in menschlicher und gesellschaftlicher Hinsicht sind weitreichend.

Bartolomé geht davon aus, dass alles auf die „Predigt und Verbreitung des katholischen Glaubens“ hingeordnet werden müsse, doch dies setze die „Errettung unzähliger Leben und die Freiheit unzähliger Völker voraus“ (*Conclusiones Sumarias*, ca. 1540-1542). Wonach man streben soll, ist die Erlösung der Einwohner der westindischen Länder, doch diese vollzieht sich nicht nur *nach* diesem irdischen Leben, sie findet ihren Widerhall in diesem gegenwärtigen Leben. Dieses Ziel muss das Urteilkriterium für die Art und Weise bilden, wie diese Präsenz des Christentums sich darzustellen begonnen hat: „Das erste und letzte Ziel, welches das Heilmittel für diese traurigen Seelen bringen soll, muss Gott sein.“ (ebd.) Von diesem Standpunkt aus kritisiert er das Kolonialsystem, wie es sich etabliert hatte. Die Verkündigung des Evangeliums geht Hand in Hand mit der Verteidigung der indianischen Völker. Aus dieser Perspektive widersetzt sich Las Casas denjenigen, die die Indios nicht für geeignet für die Annahme des Evangeliums hielten. Er insistiert auf der Gleichheit der Europäer und der einheimischen Bevölkerung als Menschen. Von der im Evangelium begründeten Bevorzugung der Letzten der Geschichte her behauptet er die Gleichheit aller Menschen.

Das Werk des Bartolomé de las Casas ist ein Versuch, seinen Zeitgenossen darzulegen, wie Gott aller - und insbesondere der am meisten Vergessenen - gedenkt. Dies ist die inspirierende Quelle seiner Missionstätigkeit und seines Glaubensverständnisses.

Seine Erfahrung mit den indianischen Völkern öffnete ihm andererseits die Augen dafür, dass er nicht nur den indianischen Völkern, sondern auch den Bewohnern der iberischen Halbinsel das Evangelium verkünden müsse. Las Casas stellt sich die Frage, wer in Wahrheit die Götzendiener sind: die Indios, die gemäß ihren eigenen Religionen leben, oder diejenigen, die sich Christen nennen, aber in Wahrheit das Gold kultisch verehren. Folglich erstreckte sich sein Eifer der Verkündigung des Evangeliums auf die Indios und die Spanier gleichermaßen, obwohl Letztere sein Anliegen nicht immer zu schätzen wussten ... Doch Las Casas legte damit den Finger in die Wunde.

Es war vor allem sein Glaube, aber auch eine echte Liebe zu seinem Land, die ihn zu dieser Haltung führten. In seiner wohldurchdachten Einleitung zu seiner *História de las Indias* versuchte er, wie er selbst sagt, „meine spanische Heimat vom Irrtum [zu befreien], in dem es sich in Bezug auf die Behandlung der indianischen Völker befindet“. Diese Universalität des Bartolomé ist es, die bewirkt, dass er bis heute Menschen anspricht, die aus den unterschiedlichsten Winkeln der Erde kommen.

Das erste Menschenrecht

Las Casas sieht, dass die reale Situation der Indios vom vorzeitigen, durch Ungerechtigkeit bewirkten Tod der einheimischen Bevölkerung gekennzeichnet ist. Dies war eine Erfahrung, die traumatische Züge an sich trägt und die Las

Casas sein ganzes Leben lang begleitet hat. Er begriff, dass diese Situation in offenem Widerspruch zu den Forderungen des Evangeliums stand: „Das gesamte Walten der spanischen Könige und dessen Rechtsgrundlage und die Ausübung der Herrschaft über diese Länder und Völker war und ist nach wie vor auf deren Leben hin ausgerichtet ... und man hat dieses Leben in einen sehr frühen und elenden Tod verwandelt.“ (*Carta a un personaje del Corte* = Brief an einen Angehörigen des königlichen Hofes, 1535) Dies ist eine Situation, die eine klare Grundentscheidung verlangt. Für Las Casas ist das erste Menschenrecht das Recht auf Leben.

Die Belästigungen der Indios begannen sehr früh, bereits in der Zeit des Kolumbus. Sie waren der Anlass für den Warnruf der ersten Dominikanerkommunität. „All diese Indios“, schrieben die Dominikaner, „erfuhren Zerstörung an Seele und Leib.“ Und tatsächlich geht es um Zerstörung.

Im Brief an den Indienrat aus dem Jahr 1531 formuliert Las Casas die unerbittliche Frage: „Herrschte der Tod jemals zuvor - zumindest in dieser Schnelligkeit - so sehr wie hier?“ Diese Situation geht auf unterschiedliche Ursachen zurück: neue Krankheiten, Eroberungsfeldzüge, Zwangsarbeit - das sind alles Faktoren, die vielfach zusammenwirkten. Unser Bettelmönch macht inmitten einer Wirklichkeit, die ihm so nahe und zeitgenössischen Theologen so fern war, den Vorschlag, „dass das Höllenheer aus Indien verjagt würde, damit jene unzählbaren Seelen, die Jesus Christus mit seinem Blute erlösete, nicht rettungslos und auf ewig verlorengehen“ (*Kurzgefasster Bericht*, 144). Aus diesen Gründen erschienen ihm der Einsatz der bewaffneten Streitkräfte und sehr konkret der Krieg unter dem Vorwand der Evangelisierung als skandalös. Er widersetzte sich stets einem solchen Vorwand, der aber dennoch in unterschiedlicher Weise von Theologen und Missionaren jener Zeit akzeptiert wurde. Die Gemäßigten unter ihnen verteidigten den Einsatz von Gewalt nur in Extremfällen oder gestanden ihn lediglich zum Zweck zu, das, was sie „die Hindernisse für die Verbreitung des Evangeliums“ nannten, zu beseitigen. Andere dagegen meinten, es wäre notwendig, die Indios durch Krieg und politische Macht zu unterwerfen, damit ihnen das Evangelium vermittelt werden könne.

Ein Argument zugunsten des Gewaltgebrauchs war das Ausbleiben von Wundern, um die Ungläubigen zu gewinnen. Die Wunder seien, so hieß es, in den ersten Jahrhunderten der Kirche das vorrangige Hilfsmittel gewesen. Las Casas betrachtete die Dinge genau von der umgekehrten Perspektive aus - das widerfuhr ihm häufig - und meinte, man müsse vielmehr sagen, es sei „das größte Wunder, das Gott bei den Indios bewirkt, dass diese Menschen die Glaubenslehren annehmen, während sie die Werke derer sehen, die sich Christen nennen“ (*Doce dudas* = Zwölf Zweifel, 1564). In der Tat eine wundersame Evangeliumsverkündigung, aber aus überraschenden Gründen! Begegnung mit dem Christentum und Konfrontation mit den Christen. Dies brachte Guamán Poma deutlich zur Anklage. Las Casas kämpfte sein Leben lang gegen diesen Widerspruch.

Für die Verkündigung des Evangeliums gab es für Las Casas keine andere Methode als den Dialog und die Überzeugungskraft. So ist Christus selbst vorge-

gangen, und genauso müssen es auch seine Nachfolger machen. Diesem Thema widmete er sein erstes Werk *De unico vocationis modo* (= Von der einzigen Art der Berufung, ca. 1533), das bis ins 19. Jahrhundert unveröffentlicht blieb.

Bartolomé war in dieser Hinsicht seiner Zeit weit voraus. Er meinte nicht nur, dass der Glaube nicht aufgezwungen werden kann, sondern auch, dass man das Recht der Indios respektieren müsse, gemäß der Religion ihrer Wahl zu leben, und dass sie den christlichen Glauben nur aus freien Stücken annehmen könnten. In der Terminologie des Zweiten Vatikanischen Konzils können wir hier von Religionsfreiheit sprechen. Der Dialog und die Überzeugungskraft, die vom Zeugnis gedeckt ist, sind die einzigen Methoden, die jemanden dazu veranlassen können, den christlichen Glauben anzunehmen. Dies zeichnet seine Praxis der Evangeliumsverkündigung (und seine Theologie) aus.

Dieser Punkt führte ihn zur Frage nach der Erlösung der Indios. Die zu seiner Zeit vorherrschende Theologie kam in dem Axiom zum Ausdruck: „Außerhalb der Kirche kein Heil“. Die Begegnung mit der riesigen Bevölkerung des amerikanischen Kontinents schuf eine historisch gesehen völlig neue Situation im Vergleich zu der, welche dieses theologische Axiom stützte. Das führte dazu, dass man sich die Frage von Neuem stellte. Die große Mehrzahl der Theologen näherte sich dieser Frage innerhalb des Paradigmas jener Lehre, die wir soeben in Erinnerung gerufen haben, und nur einige Wenige versuchten, den neuen Tatsachen Rechnung zu tragen.

Las Casas geht von der allgemein akzeptierten Theorie aus. Oft wird er sie einfach als solche zitieren. Doch seine Erfahrung mit den Indios, seine genaue Kenntnis von der Natur dieser Länder, sein Engagement auf der Seite der Indios bewirkten, dass er über das Geheimnis des Heilswillens Gottes nachdachte. Von einer Position aus, die mit seiner Verteidigung der Religionsfreiheit in Einklang steht, erahnte er Wege, welche die Theologie seiner Zeit nicht zu beschreiten wagte. Es gibt bei ihm keine systematische Darstellung des Themas, doch er fördert Einsichten, die die Möglichkeiten des Heils für die Ungetauften erweitern.

In einem kühnen Text schreibt er unter Anspielung auf Mt 25: „Und es ist gut möglich, dass sich von ihnen [den Indios], die wir so geringschätzen, mehr als von uns [den Spaniern] am Tag des jüngsten Gerichts zur Rechten des Herrn finden.“ (*História*) Ziel des lebenslangen Einsatzes von Las Casas war es gerade, im Licht des Glaubens die Gegenwart hinter den oberflächlichen Erscheinungen in ihrer ganzen Wahrheit und ihrer ganzen Bedeutung zu sehen.

Freiheit und Rechte der Einzelnen und der Völker

Die Befreiung der Bewohner dieser Länder bedeutete, ihnen das zurückzuerstatten, was der Dominikaner sehr oft ihre „ursprüngliche und natürliche Freiheit“ nennt (*História*). Seit Beginn seines langen Kampfes insistiert er darauf, dass die Indios „freie Menschen und als freie Menschen zu behandeln sind“ (*Memorial de remedios*). Die Verteidigung der Indios durch Las Casas beschränkt

sich nicht nur auf die Freiheit des Individuums; stets war er sich der „Freiheit der Völker“ (*História*) bewusst.

Im Urteil von Las Casas wurde seit dem Augenblick, in dem Kolumbus einige Indios gefangen nahm, um sie nach Spanien zu verschiffen, die Freiheit verletzt, die „gleich nach dem Leben selbst die kostbarste und wertvollste Sache ist“ (*Tratado sobre los indios*, 1552). Dabei spielt das *Encomienda*-System (die Komende) eine zentrale Rolle. Es war das Rückgrat des Kolonialsystems. Darin wurden die Indios einer harten und tyrannischen Knechtschaft unterworfen.

Für Las Casas ist die Misshandlung der Indios nicht das Ergebnis von persönlicher Unbeherrschtheit. Sie ist vielmehr in den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Strukturen des Kolonialsystems verankert. Deshalb behauptet er, dass das „hauptsächliche und wesentlichste Heilmittel“ für die westindischen Länder die Auflösung der *Encomiendas* sei. Ohne diese Maßnahme „sind alle anderen nichts wert, denn alle sind auf sie hingeordnet und gerichtet“ (*Octavo remedio*, 1542). Die Existenz der *Encomienda* selbst, der „Wurzel der Tyrannei“, entzieht dieser Präsenz die Legitimität.

Die *Encomienda* ist nicht nur die ständige Ursache für den Tod der einheimischen Bevölkerung, sie ist auch das größte Hindernis für die Glaubwürdigkeit des Evangeliums und die Annahme des Glaubens durch die Indios. Das Gegenzeugnis der Ausbeutung und Misshandlung durch die *Encomienda* führt vielmehr dazu, dass die Indios auf „den Gedanken verfallen und Tag und Nacht darüber klagen, dass ihre Götter besser gewesen seien als unser Gott, denn unter seiner Herrschaft geschehen so viele Übel, während es ihnen mit ihren alten Göttern so gut gegangen sei [...] folglich werden sie sich vom Glauben abwenden und ihn hassen“. Die Folge davon liegt auf der Hand: „Seine Majestät haben die Pflicht [...], sie der Herrschaft der Spanier zu entreißen und sie nicht der *Encomienda* zu übergeben.“ (*Octavo remedio*)

Zunächst war Las Casas für das empfänglich, was vor seinen Augen lag: die einheimische Bevölkerung. Hunderte von schwarzen Sklaven, die in Spanien lebten, kamen seit 1502 auf den amerikanischen Kontinent, doch erst seit Mitte des Jahrhunderts entwickelte sich der unmenschliche und grausame Sklavenhandel mit Afrika. Im Jahr 1516 betrachtete Las Casas die Sklaverei in Einklang mit den Gepflogenheiten seiner Zeit als legitim (ohne sich dabei auf eine bestimmte Ethnie zu beziehen). Er unterstützte es (aber er führte dies nicht ein!), dass „schwarze und weiße“ Sklaven nach Amerika kämen, um die Inselbevölkerung der Taino zu ersetzen und ihren frühen Tod zu verhindern (vgl. *Memorial de remedios*).

Jahre später (um 1546 oder 1547) erfuhr Bartolomé von den Raubzügen und dem Treiben der Portugiesen in Afrika und änderte seine Meinung radikal. Er bedauerte es, dass er die Bitte um schwarze Sklaven unterstützt hatte, die einige Kolonisatoren dreißig Jahre zuvor auf der Insel Hispaniola vorgebracht hatten. Damals habe er, so sagt er, das Unrecht nicht wahrgenommen, das darin bestand, „wie die Portugiesen sie aufgriffen und zu Sklaven machten“. An anderer Stelle schreibt er deutlich und stets mit Bezug auf seine frühere Einstellung: „Diesen

Rat, den der Kleriker [er meint damit sich selbst] erteilte, bereute er bald darauf, da er sich schuldig fühlte, unbedacht gewesen zu sein.“ Doch das Wissen um seinen Irrtum führte ihn zum schmerzlichen Eingeständnis, dass er nicht sicher sei, ob ihn „die Unwissenheit über diese Dinge und sein guter Wille vor dem göttlichen Gericht freisprechen würden“ (*História*).

Die endgültige Position von Las Casas lässt keine Zweifel aufkommen. Es ist verblüffend, dass alles darauf hindeutet, dass er der Erste gewesen ist, der die Sklaverei der Schwarzen in Frage stellte. Theologen seiner Zeit und auch noch im 17. Jahrhundert haben die Sklaverei ohne Vorbehalte akzeptiert, auch wenn sie eine gute Behandlung der Sklaven forderten. Zu ihnen zählen Persönlichkeiten wie Francisco de Vitoria und einige Jesuitentheologen. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts erheben sich einige zaghafte Stimmen, doch man muss bis zu den letzten Abschnitten des 18. Jahrhunderts vordringen, um auf eine fundierte Ablehnung der Sklaverei zu stoßen. Man findet sie beim Kapuzinermönch Francisco José de Jaca, dem Autor eines Memorandums zum Thema, das ihm Schwierigkeiten einbrachte, die ihm das Leben schwer machen sollten.

Die Verteidigung der Freiheit der Indios und ihrer Fähigkeit, sich selbst zu regieren, reicht weit vor die Zeit von Las Casas zurück. Der traditionellen Theologie zufolge verhielt es sich folgendermaßen: Wenn sich jemand durch Gewalt oder Betrug etwas angeeignet hat, was einem anderen gehört, dann ist er verpflichtet, dies dem wahren Besitzer zurückzuerstatten. Auf diesen Punkt der christlichen Sittenlehre (der Wiedergutmachung) beriefen sich die Dominikaner- und Franziskanermissionare auf der Insel Hispaniola angesichts der Übergriffe, die sie mit ansehen mussten.

Las Casas, der sich diese Perspektive sehr bald zu eigen macht, bietet in seinem ersten Buch, *De unico*, eine systematische Darstellung dieses Themas. Hier wird die Wiedergutmachung in präziser Terminologie mit der Gerechtigkeit und dem Heil in Verbindung gebracht: Ohne Wiedergutmachung gibt es kein Heil für die Christen der westindischen Länder. Und für ihn „hat es in den westindischen Ländern keine Gerechtigkeit gegeben und gibt es sie nach wie vor nicht“ (*Conclusiones Sumarias*). Das *Confesionario* (Beichtspiegel) enthält „Ratschläge an die Beichtenden“, die mit der Wiedergutmachung zu tun haben. Es ist eines seiner umstrittensten Bücher, mit denen er sich die meisten Schwierigkeiten einhandelte. Es war auch eines jener Bücher, die auf die Pastoral der Kirche auf dem Kontinent unmittelbar einen größeren Einfluss hatten. Es berührte das Gewissen vieler Leute und bewirkte bestimmte persönliche Veränderungen. Selbst die spanischen Könige sind zur Wiedergutmachung verpflichtet, sofern sie die letzte Verantwortung für das tragen, was in den westindischen Ländern geschieht.

Zu dieser Stoßrichtung passt etwas anderes, das im Bischof von Chiapas langsam heranreifte. In seinen ersten Schriften war es das Festhalten an der Freiheit einer jeden Person und besonders des Indios, das die Herrschaft und bestimmte Formen der Evangelisierung als unzulässig erscheinen ließ. Doch nach und nach gelangte der Mann aus Sevilla zu höheren Einsichten, die für ihn anfangs nicht klar waren. Die „ursprüngliche Freiheit“ der Einwohner der westindischen

Länder brachte ihn dazu zu sagen, dass die Anwesenheit der Spanier, die von den indianischen Völkern nicht freiwillig akzeptiert worden war, jeder Legitimität entbehre.

Diese Behauptung verstärkt sich allmählich und erlangt ihre präziseste Ausdrucksgestalt in seinen letzten Büchern. Darin entfaltet er seine Theorie von der Demokratie: Es gibt keine legitime politische Gewalt ohne die Zustimmung eines Volkes. Er schreibt: „Das Volk liegt vom Wesen her und historisch den Königen voraus.“ Daraus folgt: „Jede Autorität, Gewalt und Rechtsprechung der Könige, Fürsten oder irgendeiner höheren Verwaltung, die Abgaben und Tribute erhebt, geht aus dem freien Volk hervor.“ (*De Regia potestate*, 1563-1564).

Diese These formuliert er nicht nur theoretisch aus. Dies würde nicht zum eigentümlichen Stil von Las Casas passen. Man muss sie vielmehr in die Praxis umsetzen. Er ist der Auffassung, dass die spanische Präsenz in den westindischen Ländern illegitim ist, denn sie wurde niemals von der einheimischen Bevölkerung akzeptiert. Für Peru erhebt er die Forderung, dass der König von Spanien verpflichtet sei, den Thron des Inka dem legitimen Nachfolger zurückzugeben, nämlich dem Tito Cusi Yupanqui. Es handelt sich um ein umfassendes Projekt der Wiedergutmachung des Schadens, den man den indianischen Völkern zugefügt hat, und folglich um deren Befreiung. Fünfzig Jahre später wird der Indio Guamán Poma auf seine sehr persönliche Weise diesen Vorschlag von Las Casas wieder aufgreifen.

Man kann über die Durchführbarkeit dieses Vorschlages angesichts der Umstände jener Zeit diskutieren, doch unbezweifelbar ist der unglaubliche Respekt für die indianischen Völker, ihre Rechte und Werte, der in diesem Vorschlag zum Ausdruck kommt.

Schlussfolgerungen

Das Zeugnis und das Denken von Las Casas lassen uns zu den tiefsten Schichten der Ereignisse des 16. Jahrhunderts vordringen - sowohl in den westindischen Ländern als auch in Spanien. Sie führen uns schonungslos das vor Augen, was darin auf dem Spiel steht: Leben und Tod der Bewohner der westindischen Länder. In dieser Situation gilt es, das Reich des Lebens zu verkünden. Dieses Zeugnis enthält wichtige Lektionen: die Zurückweisung jeglicher Form von Rassismus und kolonialem Denken, den Dialog als einen zentralen Begriff im Zusammenhang der Evangelisierung, den Respekt für die kulturellen Werte der Völker, das Recht, anders zu sein, die Verteidigung der Religionsfreiheit, die demokratische Perspektive.

Wir halten dennoch am Kristallisationskern seiner Sichtweise fest: Las Casas verstand es, im Indio den Anderen in Bezug auf die westliche Welt und den Armen mit Blick auf das Evangelium zu erkennen. In diesem misshandelten und seiner Rechte beraubten Anderen sah er einen der „geringsten Brüder Jesu“ (Mt 25,40). Diese vom Evangelium inspirierte und mystische Einsicht verleiht

seinem missionarischen Handeln und seinem Glaubensverständnis Profil. Denen, die Kriege und Herrschaft rechtfertigten, sagte Las Casas: „Wenn sie Indios wären“, dann würden sie nicht so sprechen. Er versuchte stets – nicht frei von Begrenzungen und Brüchen –, die Sache der Indios und die christliche Botschaft vom Standpunkt des Anderen, des Indio, aus zu betrachten, in dem Christus gegenwärtig ist.

Er versuchte sich das frische und lebhaft Gedächtnis zu eigen zu machen, das Gott vom Allerkleinsten und am meisten Vergessenen hat. Heute vergegenwärtigt dieses Gedächtnis für uns das Zeugnis so vieler in Lateinamerika und der Karibik, die ihr Leben für das Evangelium hingaben und weiterhin hingeben.

¹ Er war der Bruder des Christoph Columbus. Eine sehr gute kompakte Einführung zur Person von Las Casas und dem Zeitkontext (Encomienda-System etc.) bieten: Thomas Eggensperger/ Ulrich Engel, *Bartolomé de las Casas. Dominikaner - Bischof - Verteidiger der Indios. Mit einem Vorwort von Gustavo Gutiérrez*, Mainz 1991 (Anm. d. Ü.).

² Alonso de la Veracruz, ein Augustiner, Freund und Erbe von Las Casas, verlas vor dem Indienrat das letzte Memorandum des Dominikaners zur Verteidigung der Indios (1566). Fray Alonso notierte an den Rand des Dokumentes: „Und dazu trafen sie keine Anordnung, sondern sagten, man werde sehen.“ Immer noch „sieht man“ die Forderungen, die die einheimischen Völker und alle gesellschaftlich Bedeutungslosen des Kontinents hinsichtlich ihrer grundlegendsten Rechte erheben ...

³ Die zitierten Bücher (deren Erscheinungsjahr wir, soweit es bekannt ist, angeben), finden sich allesamt in: Bartolomé de las Casas, *Obras completas*, 5 Bde., Madrid 1957-1958, sowie in: ders., *Obras completas*, Madrid 1990-2005. (Auf Deutsch ist lediglich verfügbar: Bartolomé de las Casas, *Kurzgefasster Bericht von der Verwüstung der Westindischen Länder*, hg. von Hans Magnus Enzensberger, Frankfurt am Main 1981; Anm. d. Ü.)

Aus dem Spanischen übersetzt von Dr. Bruno Kern M.A.

Das kollektive Lehramt der Bischöfe Lateinamerikas und der Karibik

José Oscar Beozzo

Die Zweite Generalversammlung des Episkopates Lateinamerikas und der Karibik, die im Jahr 1968 in Medellín stattgefunden hat, wird von vielen als die Geburtsstunde der lateinamerikanischen Kirche als einer Kirche mit eigenem